



Ilse *Helbich*

Fremde

Erzählungen

Droschl

bedeutet er ihr, daß er wiederkommen wird. Manchmal zeigt er auch auf der goldenen Damenuhr, deren Gliederband sein Handgelenk einschnürt, sein Wiederkommen an. Und auch wenn er fort ist, scheinen die anderen Soldaten begriffen zu haben, daß sie ihm gehört, ihm allein; sie kommen nicht mehr. Aber sie traut dem Frieden nicht, sie weiß jetzt, daß das Böse, das einem geschieht, wie ein Blitz aus dem Himmel fährt.

Aber für jetzt ist sie vielleicht ein wenig sicher in dieser windschiefen Keusche, in die sie hineingefallen ist, als sie mit dem Kind an der Hand zwischen Schüssen und dann den immer näheren Granateinschlägen herumirrte. Und das Wunder ist geschehen: die Keusche steht. Sie blieb stehen zwischen geborstenen Mauern und geköpften Bäumen, selbst die Kirche hat es erwischt und die Schule, die wohl das größte Gebäude in diesem fremden Dorf gewesen ist. Die Geschoße haben ihr mannsgroße Löcher herausgeschlagen.

Keine Schule für ihr Kind. Schule, das ist jetzt eine lächerliche Vorstellung. Ganz kurz ist sie wieder in ihrer eigenen, geht sittsam durch linoleumspiegelnde Gänge, steht im hohen Turnsaal mit all den Geräten, den Ringen und Körben und Böcken, jedes schwer von seiner Wichtigkeit!

Sie muß endlich aufstehen! In einer Lade hat sie noch ein wenig Mehl gefunden, das rührt sie jetzt an mit Wasser aus dem Krug, der noch halbvoll ist vom Abend.

Sie wagt es und schleicht in den verwilderten Garten und findet noch eine Handvoll halbverdorrter Johannisbeeren. Dazu noch zwei überständige Rüben, die müssen die anderen Hungernden übersehen haben, die wird sie aufsparen für den Notfall. Zwar ist Holz unterm Eisenherd, Scheiter, die einmal andere zugerichtet haben, aber auch heute traut sie sich nicht, Feuer zu machen, Rauch ist ein Verräter.

Sie rührt die Beeren unter den Mehlbrei. Es ist ein anderes Mehl als das, das sie zuhause kannte. Grob gemahlen und dunkel, aber es schmeckt nicht schlecht, auch wenn sich allerhand Graues und Schwarzes unter das Mahlgut gemischt hat. Sie gibt acht, daß sie den für das Mädchen bestimmten Teil nicht anrührt.

Der Offizier tut immer, als ob er manches nicht sähe, auch nicht die blauen Male an ihrem Körper. Die schmerzen fast nicht mehr, weniger als ihr böser Fuß, der macht, daß sie noch immer hinkt. Sie hofft, daß er nicht gebrochen ist, damals, als sie die beiden ... Dann wäre sie auf immer behindert beim Laufen.

Der Offizier lächelt spöttisch, weil sie so gierig ißt. Er lacht sie aus, wenn sie die Speckbohnen hinunterschlingt und dazwischen das stumpfe Messer in das geborstene Glas mit der Kirschmarmelade versenkt. Was kann sie dafür, daß er diesmal kein Brot mitgebracht hat?

Manchmal schleppt der Offizier unter beiden Armen Würste und Speck an. Aber wenn er geht, läßt er ihr nichts da, keinen Brocken. Weil er will, daß sie auf ihn warten muß. Und dafür haßt sie ihn, noch mit ihrer schwachen Kraft.

Der Offizier tut, als sähe er nicht, wie sie beim gierigen Essen Brocken für Brocken vom Brot und dem sperrigen Kuchen in die spaltbreit geöffnete Tischlade

schiebt, für später, fürs Kind. Vielleicht bemerkt er es auch wirklich nicht.

Jetzt ist sie beinahe satt nach dem Brei. Sie sitzt da, und auf einmal kommt ihr alles sehr schön vor, die klebrigen Wände, die jetzt weiß leuchten, drüben der dunkle Herd, und daß einige Sonnenstrahlen durchs verkrustete Fenster gedrungen sind und über ihr Deckenlager tanzen ... Und daß es still ist, still! Sie zieht die Beine auf die Bank und sitzt da und schaut zu, wie die höhersteigende Sonne die Stube mit erwartungsvollem Licht füllt.

Aber wieso rührt sich das Kind nicht? Wenn es sich weggeschlichen hat, als sie noch schlief ... und jetzt draußen zwischen den Trümmern und Balken ... jedem gierigen Blick ausgesetzt.

Das Mädchen schaut jetzt manchmal so verschlossen, ja beinah heimtückisch, wenn sie sich zu ihm auf den stickigen Dachboden schleicht.

Hastig steht sie auf und holt von draußen die kurze Leiter, die sie hinter den Brennesseln an der Hausmauer versteckt hat. Sie lehnt sie an und steigt die drei Sprossen zur Luke hinauf und klappt sie hoch.

In der hintersten Ecke ist es noch immer ganz dunkel und sie kann nichts unterscheiden. Aber dann endlich ist da in all dem Schwarz der weiße Kinderarm. Sie muß das Mädchen wecken, ehe es draußen unruhig wird.

Wie sie noch auf der Leiter steht, hört sie weit weg etwas: Motorenlärm. Näher, näher. Kreischendes Bremsen, Schutt und Sand fliegen gegen die Mauer.

Sie hofft, hofft mit ganzer Kraft, daß es der Offizier ist. Die Holztür wird aufgerissen, es ist zu spät hinunterzusteigen und die Leiter zu verstecken. Und oben schreit das Kind: »Mama! Mama! Mama, komm!«

Die Andere

In den zähfließenden Stunden im Wartezimmer aus der Welt gesaugt und jetzt wieder zurückgespieen – da holen die schwerfüßigen Versuche zu einer Rückkehr ins Alltägliche sie auch nicht gleich heim.

Durch die Seitengasse, in Glasskulpturen versenkte Lilien, wie Marmor unverwelklich. Die Tür zur Kleiderboutique steht weit offen, so tritt sie ein. Niemand da. Sie wühlt zwischen Haremskleidern und Pumphosen die Ständer entlang, manchmal klappert ein Kleiderbügel. Aneinandergepreßt geben die frechen Stücke nichts von ihren Schockfarben frei. Niemand kommt, sie geht.

Ist sie hungrig? An Cafés und Bistros ist sie vorbei, das nächste nennt sich »Zur Kapelle«. Heranwehende Erinnerungen an eine bergende Stille, in der alles Rennen und Stoßen aufgehoben ist. Und schon wieder eine offene Tür. Sie späht hinein: Höhle, die in einer Düsternis untergeht. Atemraum verheißend ist jedoch die hohe Decke. Als sie eintritt, sind alle Elemente einer Wirtsstube da, holzvertäfelte braune Wände, Regal für die Spezialweine, die bis auf drei verstaubte Flaschen leer sind, spärliche Tische und Stühle. Dort hinten im Dunkeln ist vielleicht die Schank zu ahnen. Sie setzt sich, sie ist der einzige Gast. Warten.

Später ist im Düsteren hinten eine Bewegung, einer kommt, der im Gegenlicht nicht auszumachen ist. Dann wird es eine Frau, eine vierschrötige. Leeres Gesicht, streng zurückgebürstetes Haar. Rock und Pullover von unbestimmter Fellfarbe, Kleider, die zwei Jahre alt sein können oder zwölf oder zwanzig.

Die viereckige Frau ist an den Tisch getreten und schaut ihr starr ins Gesicht. Auf einmal ist sie sicher, daß sie diese Andere kennt, ja, gut kennt. Aber woher? Aus der Schule vielleicht oder aus frühen Berufsjahren? Oder ist es eine entfernte Verwandte, die sie bei einer Familienfeier ein einziges Mal getroffen hat? Diese Andere sieht sie wartend, ja auffordernd an, als wüßte sie viel über den Gast und will ihn jetzt zwingen, daß auch er diese Nähe zugibt.

Ich habe es doch oft und oft gesehen, sagt sie zu sich, dieses eckige Gesicht, die wie von einer schweren Hand eingedrückten Augen, den aus dem Versteck hervorstechenden heimlichen Blick! Aber sie sagt nichts, greift nach der hingehaltenen Speisekarte und wählt von den alltäglichen Speisen die alltäglichste aus.

Warten.

Während sie dasitzt und sich müßig umsieht, sie ist noch immer der einzige Mensch hier, ist kein Laut zu hören, auch von dort hinten aus dem Düsteren kein Töpfeklappern, kein Tellerklirren. Stille, atemeinsaugende Stille, da bemerkt sie, daß dieser Raum doch etwas von einer Kapelle hat. Eine Lourdes-Kapelle von vorgestern? Dafür sprächen die gewölbte Decke und die Randbögen, als bewachten sie Nebenaltäre. Und dort hinten im Schwarzen, wo die Frau

untergetaucht ist, war es einmal grellhell. Glühbirnen zum Stern verschweißt, die weiß und süßblau angemalte Gipsfigur einer Himmelmutter, vor ihrem Altar starre Lilienbündel in zwei mit Vergißmeinnicht bemalten Vasen, und über dem allen der Geruch von modernden Sträußen, von abgestandenem Weihrauch und Altfrauensäure. Unter der vergrauten Decke hängt es schwer von dem, was da einmal war, und legt sich auf die Lunge. Wie sie das von früher kennt!

Sie wird aufstehen, einen Geldschein hinwerfen und rasch gehen. Aber sie gehört ja hierher, das weiß sie. So bleibt sie. Wenn nur die Andere ihr schon zu trinken gebracht hätte!

Irgendwann kommt die Wirtin mit zwei Tellern und ihrem Wein. Die Kartoffeln schmecken wie gekochte Kartoffeln und der Salat wie grüne Blätter. Das Fleisch läßt sie in seinem roten Saft liegen, vom anderen zwingt sie sich, Bissen um Bissen zu schlucken.

Einmal wischt etwas an ihren Knien vorbei: es ist ein Hund, er muß durch die immer noch offene Eingangstür gekommen sein. Es ist kein Spitz, kein Terrier, kein Dackel, es ist ein Hund, wie die andere Frau eine Frau ist, und er ist dort untergetaucht, wo sie im Schwarzen die Küche vermutet, und noch immer hört sie von dort hinten kein Geräusch. Sie schiebt die halbleeren Teller fort und wartet. Es dauert lange.

Irgendwann schlurft ein Mann herein. Der Alte schiebt ein aus Rohren beiläufig zusammengefügtes Fahrgestell vor sich her, darauf ist ein schwarzer Plastiksack gebunden, am Ellenbogen hängt ihm ein prall gefüllter Plastiksack.

Wie vorher den Hund zieht es den Alten wie auf einem eingefahrenen Gleis nach hinten. Dort kann sie jetzt Umrisse der Frau ausmachen. Wurde etwas gebracht, wurde etwas zum Mitnehmen übergeben? Kein Wort ist dort hinten zu hören. Nicht das kleinste Geräusch. Dann zieht der Alte mit seinem Gefährt an ihr vorbei und zur Tür hinaus. Und sie ist mit der unsichtbaren Anderen wieder allein.

Sie schaut auf die kaltgewordenen Essensreste. Sie ist nicht satt, wie sie vorher nicht hungrig war. In der Geräuschleere mag sie nicht ums Zahlen rufen und sitzt so da.

Auf einmal steht die Andere ganz nah vor ihr, sieht ihr wie vorhin starr ins Gesicht, als müßte sie endlich die Frage, dann das Erkennen aus der hereingeschnitten hervorzwingen. ›Aber ich werde nicht fragen. Du klebst mich hier nicht fest.‹

Schließlich nennt die Frau eine Summe, die lachhaft gering ist. Wortlos zahlt sie, ohne Trinkgeld zu geben, schwerfällig steht sie auf und geht.

Auf der Straße fällt ihr gleich ein, daß sie zum Abschied nicht begrüßt hat, ihr ist, als müßte sie schon deswegen noch einmal zurückgehen – sie hätte die Andere auch fragen müssen, was sie von ihr wisse, sagt es ihr im Weitergehen.

Was für lächerliche Gedanken sie doch denkt.

Nur heim! Es ist nicht weit zur Haltestelle. Der kurze Weg kommt ihr lang vor, so müde ist sie und weiß nicht warum.

Auf der Bank an der Haltestelle sitzt schon jemand, sie läßt sich am anderen Ende nieder.

Als sie nach einer Weile hinüberschaut, ist drüben eine Frau, sie weiß gleich, daß es eine Obdachlose ist, sie erkennt es nicht nur an den drei unförmigen Plastiktaschen, die die drüben zu ihren Füßen abgestellt hat, nicht nur an der starren, jeden Blick, jede leiseste Berührung abwehrenden Haltung der in sich Eingeschlossenen – es ist vor allem das leere Schauen eines Menschen, der nichts mehr sehen will und doch in seinem Versteck auf den einen Blick des Anderen lauert, das eine Wort, von dem er weiß, daß es nie kommen wird.

Schnell schaut sie wieder weg.

Und jetzt kommt einer die Straße heraufgezogen und stößt sein Klappergefährt vor sich her, und es ist der alte Mann aus dem Wirtshaus von vorhin, und jetzt ist er herangekommen, an ihr vorbei, die er nicht ansieht, er steht vor der anderen Frau dort drüben, er zieht die Kordel des Plastiksacks auf, die er an seinem Wagen festgebunden hat, und hält den Sack offen, damit die drüben hineinschauen kann, und die beugt sich nicht vor, bewegt nicht einmal den Kopf und wirft einen einzigen Blick in das Tascheninnere, und schon verschließen sich die Augen wieder, auch wenn sie offen scheinen, und der Alte zieht die Kordel zu und nimmt die Schiebestange und zieht weiter, ohne daß ein Wort, ein Blick gewechselt wurde, und die Andere sitzt drüben und schaut dem Abziehenden nicht nach, und auch sie sieht ihm nicht nach, als ob auch sie sich dem fremden Gesetz, das hier gilt, fügte. Aber als sie jetzt einen verstohlenen Blick auf die Frau dort drüben wirft, ist es, als säße da die Wirtin aus der »Kapelle«. Im Sichverstecken der gleiche Versuch, den Anderen zu sich zu zwingen, und gleich darauf ist es, als hätte sie jäh in das immer verschlossene Gesicht ihrer Mutter gesehen und dann, wie in einer jähren Drehung, als sähe sie ihr eigenes Spiegelbild, die starre Linie des Profils – von der steinernen Stirn zu den zur Unbeweglichkeit erstarrten, einst weichen Wangen –, wie es ihr unversehens an einem fremden Ort entgegensah, nein, an ihr vorbeisah.

Ein Rauschen, ein heller Bremston, es ist ihre Straßenbahn. Die Türen öffnen sich, rasch steigt sie ein. Im Anfahren zeigt ihr ein Blick aus dem Wagenfenster, daß die Andere ohne aufzuschauen weiter auf ihrer Bank sitzt – und daß sie selber frei ist, frei!